

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gencie.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Rachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 46

Sonntag, den 10. Oktober 1915

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. Oktober: Franz, Borgius. Montag, 11. Oktober: Probus.
Dienstag, 12. Oktober: Maximilian. Mittwoch, 13. Oktober: Sabertius.
Donnerstag, 14. Oktober: Callistus. Freitag, 15. Oktober: Theresia.
Samstag, 16. Oktober: Gallus.

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Johannes 4, 46—53.

In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war daran, zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

*

„Der Mann glaubte dem Worte, das ihm Jesus gesagt hatte.“ Aus diesen Worten entnehmen wir, daß erst der volle, ganze, uneingeschränkte, entsagungsvolle Glaube die Vorstufe zum Einschreiten Jesu im Sinne von Hilfe und Beistand ist. Erst nachdem der Königliche sich von seinem Halbglanzen zum vollen Glauben aufgeschwungen hatte, ließ sich Jesus herab, seiner Bitte um Heilung seines Sohnes zu willfahren.

Glauben! Wie nahe steht uns dieser Begriff jetzt in der Kriegszeit. Glauben sollen wir, glauben an unsere gerechte Sache, glauben an unseren künftigen Sieg, glauben an Gottes Gerechtigkeit, die den Schuldigen straft und dem Unschuldigen hilft. In der Kirche auf der Kanzel spricht der Priester ebenfalls davon, den Glauben an Gottes Vorsehung nicht zu verlieren, in allem Gottes Anordnung und Liebe zu sehen. Schon aus diesen wenigen Beispielen ersieht man, daß der Glaube wichtige praktische Folgerungen verlangt, daß das Glauben also auch eine Sache des Willens ist, und nicht eine Sache der persönlichen Entscheidung ohne jede Verbindlichkeit, die den leichtfertigen, oft gehörten Satz gezeitigt hat: Es ist dem lieben Gott einerlei, was man glaubt, wenn man nur ein rechtschaffenes Leben führt. Ein rechtschaffenes Leben ist nur möglich, wenn der Gegenstand des Glaubens keine Irrtümer und falschen Vorstellungen enthält.

Auf was richtet sich unser Glaube? In erster Linie auf Gott, auf sein Dasein, seine Eigenschaften, seine Taten. Fürwahr, ein hoher, edler Gegenstand unseres Glaubens. Unser Glaube, das Festhalten der religiösen Wahrheiten, zielt nicht auf menschliche Personen der Vergangenheit und Gegenwart hin, so hoch sie auch an Ansehen stehen, und so sehr sie Rücksicht und Regel für menschliches Denken und Handeln sind. Das Höchste und Heiligste, das Erhabenste und Vollkommenste im Weltall, das ist der Gegenstand dessen, was wir glauben. Glauben heißt, sich in Gott versenken, sich übernatürlich in Gott vertiefen, in allem Gott als die letzte ewige Wahrheit erblicken, denselben Gott, von dem die Schrift sagt: Gott ist das Licht, und keine Finsternis ist in ihm. (1. Joh. 1, 5). Unsere heilige Religion stellt ihren Gläubigen die einfachen schlichten Wahrheiten als Gegenstand des Glaubens hin. Wer aber die Möglichkeit dazu hat, darf die ewigen, geheimnisvollen, bis in die Tiefen der Gottheit vordringenden Wahrheiten erforschen, die, je tiefer er bringt, ihn mit umso höherem Verständnis für Gottes Wege und Gesetze belohnt. Was ist das doch für ein unermessliches Feld der Betätigung für die gläubige Seele! Was für eine heilige Wissenschaft und Aufklärung schöpft da der nach Wissen und Forschen dürstende Mensch! Restlos wird aber auch hier nicht dieser Wissensdurst befriedigt. Das Ziel der Forschung und die menschliche Erkenntniskraft klaffen zu weit auseinander. Erst im Jenseits erhält der heilige Wissensdurst seine volle Befriedigung, dann, wenn wir den Gegenstand unseres

Glaubens von Angesicht zu Angesicht schauen dürfen. Die hl. Schrift sagt über diesen Zeitpunkt ausdrücklich, daß wir ihn dann sehen „so wie er ist“.

Aber eine unermessliche Ehre bedeutet es für uns, wenn unser Herr und Gott uns hier auf der Welt schon den Schleier von seiner geheimnisvollen Wesenheit und Werkstätte hinwegzieht und uns Dinge durch den Glauben schauen läßt, die er nur seinen Freunden vorbehalten hat. Denn durch den Glauben, durch das Schauen von Gottes Werken und Wundern werden wir nach Jesu Wort seine Freunde. „Ich nenne euch nicht mehr meine Knechte, sondern meine Freunde. Denn ich habe euch alles kundgetan, was ich vom Vater gehört habe.“ (Joh. 15, 15.)

Womit befaßt sich unser Glaube noch mehr? Mit den Worten Gottes. Wir glauben den Worten Gottes, dem, was Gott geredet hat im Paradiese, zu Moses, zu den Patriarchen und Propheten, zuletzt durch seinen Sohn Jesus Christus. Die Reden Gottes im Alten Testament durch den Sohn Gottes, als er im Fleische unter uns wandelte und einer der Unseren ward. Es waren aber nur einige Jahre, die Jesus unter den Menschen verbrachte, lehrend und predigend. Als Ergänzung des Wortes Gottes sind aber die 72 Schriften anzusehen, die unter dem Namen heilige Bücher oder heilige Schrift auf uns gekommen sind und in der katholischen Kirche als Gottes Wille oder Gottes Wort von jeher betrachtet werden. In diesen heiligen Büchern findet ein jeder für jede Lage des Lebens Regeln und Anhaltspunkte, aus denen er den Willen Gottes herausfinden kann. Welch überraschende Fernsicht tut sich uns auf namentlich im Hinblick auf den jetzigen Weltkrieg. Es sind bereits mehrere Schriften entstanden, die namentlich aus dem Alten Testament und hier wiederum aus dem Psalmenbuch im Auszuge so kräftige Gebete und Berichte zum Gottvertrauen, zum Aushalten, zur Demut und ähnlichen Kriegstugenden enthalten, daß viele sich wunderten, daß solche Kriegsliteratur, passend für unsere Zeit, in der hl. Schrift enthalten war. Gemäß einer Aufforderung der letzten Päpste ist man auch daran gegangen, einzeln besonders geeignete Abschnitte aus der Bibel als Volkslese- und Erbauungsbuch mit den dazu notwendigen Anmerkungen zu einem billigen Preis herauszugeben, und wir hoffen zuversichtlich, daß der religiöse Aufschwung, der durch den Krieg allenthalben Platz gegriffen hat, der Einführung dieser Volksbibeln zugute kommt.

Alle Sonntage, wenn der Priester auf der Kanzel steht, nimmt er das heilige Buch zur Hand und verkündet im Auftrage der Kirche einen Abschnitt aus dem Worte Gottes durch seinen eingeborenen Sohn. Und wer die Gebete und Gesänge des Priesters bei der heiligen Messe nachliest, wird finden, daß sie fast zum größten Teil aus den übrigen Büchern der heiligen Schrift entnommen sind. So wird das katholische Volk tagtäglich beim Messopfer mit Stücken der hl. Schrift, mit Gottes Wort bekannt, und der Priester hat die Pflicht, über diese Teile, namentlich über das Gotteswort des sonntäglichen Evangeliums zu predigen. „Rede, Herr, dein Diener hört“, so sprach Samuel in Demut und Ehrfurcht, als er mit dem Herrn rebete. Es sei auch unser Spruch, wenn der Same des göttlichen Wortes in die Aderfurchen unserer Herzen gestreut wird. Je gläubiger, d. h. bereitwilliger und hingebender unsere Gesinnung beim Anhören des Predigtwortes ist, desto stärker wird das Samenkorn unseres Glaubens sich entfalten und die Kraft zu großen Taten liefern. Was ist die Stärke unserer Helden im Felde? Der Glaube; der Glaube an das Wort Gottes, das ihnen die zuversichtliche Gewißheit brachte: Wenn ich kämpfend falle, verrichte ich eine hohe, edle, echt christliche und gottgefällige Tat, die Gott mit der Unsterblichkeit des ewigen Lebens belohnt.

Bpe.

So schnell verweht!

Erst gestern sangen Frühlingslieder
Hinweg des Winters letzte Spur;
Und heute treiben Herbstes Stürme
Die welken Blätter durch die Flur.

Erst gestern sangen Nachtigallen
Ihr erstes Lied voll Lieb und Lust;
Und heute schreit durchs trübe Wetter
Ein Rabenpaar aus voller Brust.

Erst gestern warf der Sämann hoffend
Den Samen auf das warme Land;
Und heute sah ich, wie er weinend
Bei halb zerschlagener Ernte stand.

Erst gestern sagte man mir freudig:
 „Es fuhr zur Welt ein Menschenkind!“
 Und heute wehen Trauerkränze
 Auf seinem Grabe weht im Wind.
 Erst gestern dacht' ich: „Wirst dich freuen
 Der Frühlingszeit, die lange weilt!“
 Und heute muß ich trüb gestehen:
 „Nur halb begrüßt, ist sie enteilt!“

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Wachselgesänge aus der Messe einer hl. Jungfrau.

Das Leben einer Jungfrau verläuft für gewöhnlich in stillen Bahnen. Wenn schon das ganze Leben eines Menschen als Christ ein Innenleben ist; ein Leben, das aus ungesehener Quelle sprudelt und zu niegeschautem Ziele hinstrebt, dann gilt dies ganz besonders vom Tugendleben und -streben einer heiligen Jungfrau. „Das Unrecht hassen“, das Niedere, Sündhafte fliehen und „die Gerechtigkeit lieben“, dem Göttlichen und Reinen zustreben, das sind die Angelpunkte, um die sich ein Leben dreht, das in allem den Stempel des Unberührten und Jungfräulichen tragen soll. Deshalb feiert auch der Introitus aus der Messe einer hl. Jungfrau diese zweifache Seite des christlichen Lebens. Er lautet: „Du liebtest die Gerechtigkeit und hassest den Frevel, deshalb hat dich Gott mit Freudenöl gesalbt vor deinen Genossen. Pf. Aufwallt mein Herz von guter Rede, ich sage: Mein Werk dem Könige! Ehre sei usw. Du liebtest die Gerechtigkeit usw.“ — Die Menschennatur strebt seit dem Sündenfalle nach dem „Frevel“ — „der Sinn des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“ — und die Gebote der Gerechtigkeit zu erfüllen, wird ihm schwer, am meisten gerade auf dem Gebiete, wo die Jungfrau vor allem Sieger blieb. Nirgendso ist der Kampf so heiß und hartnäckig wie gegen die Forderungen des sinnlichen Begehrens. Und gerade hier nicht nur die Gebote des großen Gottes, sondern seine Räte zur Richtschnur nehmen, hier weit über das Verlangte hinaus den zartesten Wunsch des Erlösers erfüllen, hier Engelsdasein in begehrtlich strebendem Leibe führen: das war der hl. Jungfrau immerwährendes Streben, das war ihr „alle Gerechtigkeit erfüllen“. Deshalb hat sie aber auch ihr Gott mit Freudenöl gesalbt, sie beglückt vor allen Genossinnen und auf Erden schon mit dem Bewußtsein besonderer Gottesnähe begnadigt. So hatte die hl. Jungfrau dann auch allen Grund, in Freuden zu frohlocken und sich in Demut als von Gott besonders beglückt zu bezeichnen — „Aufwallt mein Herz von guter Rede, ich sage: Mein Werk dem Könige!“

Was der Introitus mehr allgemein gezeichnet hat, das zeichnet Graduale und Allelujaversen eingehender und anschaulicher: „In deiner Anmut und Schönheit erhebe dich, bringe siegreich vor und herrsche! Ob der Wahrheit, Sanftmut und Gerechtigkeit: und wunderbarlich wird dich deine Rechte führen. Alleluja, Alleluja! Es folgen ihr zum Könige als Geleite Jungfrauen, ihre Gefährtinnen werden zu dir hingeführt in Freude. Alleluja!“ — Als die Welt an die hl. Jungfrau herantrat und gewissermaßen ihr Recht forderte, erging auch an die Stimme des Herrn: „In deiner Anmut und Schönheit erhebe dich! Bewahre deine Jungfrauschaft in edlem, freiwilligen und demütigem Entschlusse, erhebe so deine Seele zu besonderer Anmut und Schönheit; mit meiner Gnade und deinem ernstem Willen wirst du dann in Siegersstärke dastehen und gleich einer Königin herrschen, deine durch meine allmächtige Gnade gestärkte und gefestigte Rechte wird dich halten, dein so begnadeter Wille wird dir rechtes Vertrauen geben und auch in den schwersten Kämpfen die Siegeskrone reichen. Im Allelujaverse wird der segensvolle Einfluß geschildert, den die hl. Jungfrau auf ihre Umgebung ausübte. Es schlossen sich ihnen ja meist viele Genossinnen an, diesen wurden sie dann Führerinnen zum großen Könige der Ewigkeit und damit auch Führerinnen zu unvergänglicher Freude. All dies bestätigt sich im Leben einer hl. Scholastika, Maria, Theresia u. a. aus herrlichsten.

Der Traktus und die Allelujaversen der Osterzeit enthalten dieselben Gedanken wie das Graduale, meist sogar mit denselben Worten, nur wird zu Anfang des Traktus die göttliche Berufung deutlicher gezeichnet. Er lautet: „O höre, Tochter, sieh und neige dein Ohr, denn der König sehnet sich nach deiner Demut! Dein Schuld anlich stehen an die Reichen, insgesamt des Volkes, die Königstöchter in deinem Ehrenschnude Bewunderung der jungfräulichen Größe; ihr Einfluß. Es folgen ihr zum Könige als Geleite Jungfrauen, ihre Gefährtinnen werden zu dir hingeführt. Sie werden hingeführt in Freude und Frohlocken, hingeführt in den Tempel des Königs.“ — Oster-alleluja: Alleluja, Alleluja! Es folgen ihr zum Könige als Geleite Jungfrauen, ihre Gefährtinnen werden zu dir hingeführt. Alleluja! In Anmut und Schönheit erhebe dich, bringe siegreich vor und herrsche, Alleluja!“

Die irdische Ehre, die reinen Menschen von ihrer Umgebung erwiesen wird, ist nichts im Vergleich zur himmlischen Ehre, die ihnen nach Kampf und Sieg zuteil geworden; auf sie weist das Offertorium hin: „Die Königstöchter in deinem Ehrenschnude; zu deiner Rechten prangt die Königin in goldgewirktem Kleide, umspielt von buntem Gewande.“ — In Gottes Ehrenschnude, als Königinnen, im goldgewirktem Kleide zur Rechten des Königs aller Könige, im ewig schönen Himmel! Das ist der Lohn jungfräulicher Seelen. Sie empfangen nicht einfach den Schmuck der Seligen, sie erhalten als solche, die hier auf Erden die schwerste Prüfung bestanden und das Höchste für Gott mit Erfolg erstrebt haben, einen Ehrenschnud, der sie gleich Königinnen vor vielen auszeichnet. Sie haben ihren Platz ganz in der Nähe ihres Gottes erhalten. Sie, die reinen Herzens die irdischen Pläne wandelten, werden Gott anschauen, Gott mehr erkennen, als die Seelen, die nicht mit der Siegespalme unberührter Reinheit in die ewige Heimat eingingen. Mit der Königin der Jungfrauen, der allerreinsten Gottesmutter, werden die hl. Jungfrauen als Gefolge der Mutter in allernächster, überaus beglückendster Nähe des Sohnes sein. „Sie sangen wie ein neues Lied vor dem Throne und vor den Tieren und den Aeltesten; und niemand konnte das Lied singen als jene hundertvierundvierzigtausend, die von der Erde erlauft worden sind . . . und sie folgen dem Lamme, wohin es geht.“ So schildert die geheime Offenbarung den Ehrenvortrag jungfräulicher Seelen.

Wie die hl. Jungfrauen sich diesen herrlichen Lohn erwarben, darauf weist der Kommunionvers hin: „Die fünf klugen Jungfrauen nahmen mit den Lampen auch Del in ihren Gefäßen mit; um Mitternacht aber erhob sich der Ruf: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet hinaus, Christo, dem Herrn, entgegen.“ — Die heiligen Jungfrauen waren nicht nur treue Hüterinnen ihrer Reinheit, des kostbarsten Schatzes ihrer Seele, sie hatten auch in ihren Lampen das Del werktätiger Liebe, sodaß sie nicht nur für einen Augenblick und scheinbar leuchteten. Gerade durch diese werktätige Liebe schützten und stützten sie am wirksamsten ihr heiliges Kleinod. Sattete Selbstzufriedenheit und untätiges Vertrauen hat schon manche Seele zu Falle gebracht, die stark wie eine Eder erschien. Vom Herrn überrascht, blieb sie für ewig vom göttlichen Hochzeitsmahle ausgeschlossen. Die Heiligen, die unsere Messe feiern, wurden nicht in Verlegenheit gebracht durch den Ruf: „Siehe, der Bräutigam kommt; gehet hinaus, Christo, dem Herrn, entgegen!“ Ohne um fremdes Del zu betteln, konnten sie mit brennenden Lampen einziehen zur Hochzeitsfeier in der wahren, ewigen Heimat.

Jungfräulichkeit ist nicht der Endzweck des irdischen Daseins; auch diese hehre Tugend ist nur Mittel zur christlichen Vollendung. Sie darf niemals zum Ruhebetto werden, auf dem die Forderungen des Lebens eingelulkt werden. Sie muß das Wirken im Dienste Gottes und des Nächsten verebden, verklären und fruchtbarer machen — nur so aufgefacht ist sie eine Tugend voll Helle und Wärme!

P. S. B., O. F. M.

Die hl. Theresia — eine Führerin vieler

(15. Oktober.)

Es folgen ihr zum Könige als Geleite Jungfrauen. (Pf. 44, 15.)

Des Weibes Beruf ist Wirken im Stillen, Ergeben und Dulden! Und doch hat Gott auch schwache Frauen zur Arbeit in breiter Öffentlichkeit, zum Anregen und Führen berufen. Und immer hat er dann durch schwache Hände Großes gewirkt. Eine der deutlichsten Bestätigungen dieser seltsamen Erscheinung ist das Leben der hl. Theresia, der Reformatorin des Karmelitenordens.

St. Theresia wurde am 28. März zu Aviza in Mählen aus edlem Geschlecht geboren. Wie sehr die Religion im Vordergrund ihrer Erziehung stand, zeigt der kindlich einsichtige Entschluß der Kleinen, zusammen mit dem Bruder Rodrigo ins Land der Mauren auszuwandern, um da die Märtyrerkrone zu erlangen. Ein starker Rhein brachte beide ins Vaterhaus zurück, wo Theresia nun in einer kleinen Gartenlaube die Einsiedlerin spielte.

Zur Jungfrau herangewachsen, besaß sie eine wahre Lesewut, womit sie sich auf die damals beliebten Ritterromane stürzte, die mit ihren verlogenen und verliebten Geschichten dem begabten Mädchen beinahe zum Verhängnis geworden wären. Der fromme Vater — die Mutter war unterdessen leider gestorben — brachte sie zur weiteren Erziehung in ein Kloster, wo das stille, freundliche Wesen der Nonnen den besten Einfluß auf Theresia ausübten. An einer schweren Krankheit, die sie fast besaß, kamen ihr Klostergedanken, die allerdings mehr die Furcht als die Liebe zum Vater hatten, am 2. November 1533 wurde Theresia Klosterfrau.

Nach eifrig verlebtem Noviziat legte sie freudigen Herzens die Gelübde ab. Doch bald fiel sie von neuem in schwere Krankheit, die im Laufe einiger Monate die blühende Jungfrau zum reinsten Skelette machte. Die Genesungszeit hatte auf die künftige Heilige nicht gut eingewirkt. Sie tat wohl ihre Pflicht, aber ohne rechte Begeisterung; sie verrichtete ihre Gebete, aber ohne rechte Anteilnahme der Seele. Am liebsten saß sie am Forstentfer bei dem vornehmen Besuche, der oft in dem Kloster ohne strenge Klausur sich einfand.

Theresia war so auf dem besten Wege, der Lauheit zu verfallen, da traf sie eines Tages Her erbarmungsreiche Blick des

Erlösers von einem Kreuzher, das den sterbenden Heiland in ergreifender Weise darstellte. Mit Eifer und Begeisterung strebte sie nun ihrem Gotte zu, fand aber auch des Heilandes reiche Gegenliebe, der sie mit wunderbaren Günstbezeichnungen begnadigte. Dazu kamen aber auch schwere Versuchungen; bei denen, wo sie Rat und Hilfe suchte, fand sie wenig Verständnis für ihre Lage, mit bitteren Worten fuhr man sie des öfteren an, besonders auch, als ihr der Gedanke kam, sich in ein armes, weltfernes Kloster zurückzuziehen. Während einzelne erleuchtete Männer sie zur Ausführung ihres Planes aufmunterten, wollte der Beichtvater nichts davon wissen. Doch als die päpstliche Bestätigung ihres Vorhabens eingetroffen war, begann sie mit Hilfe ihrer Geschwister ein entlegenes, armes Kloster wieder herzurichten. Nun erhob sich gegen die Heilige ein furchtbarer Sturm. Weltliche und geistliche Macht wurde gegen die arme Klosterfrau aufgeboten, beinahe hätte das betörte Volk das bescheidene Klosterchen gestürmt. Mit Hilfe eines mutigen Dominikaners überwand die Heilige den Sturm und zog 1563 mit wenigen Schwestern in ihr neues Heim ein. Hier wurde die Karmeliterregel in ursprünglicher Strenge gehalten. Trotz dieser Strenge bekam die kleine Gemeinde bald reichen Zuwachs. Und als der Ordensgeneral kurz darauf nach Spanien kam, gab er Theresia die Vollmacht, noch mehrere solcher Frauenklöster zu gründen; selbst zwei Männerklöster, die die buchstäbliche Befolgung der alten Regel unternehmen sollten, waren in diese Erlaubnis eingeschlossen. Alle Klöster stellte die Heilige unter den Schutz des hl. Joseph, dessen Verehrung Theresia mit großem Erfolge förderte. Sie bedurfte des Nährvaters Christi mächtigen Schutzes, denn von allen Seiten erhob sich gegen die erneuernde Tätigkeit Theresias der Widerpruch. Immer höher und höher gingen die Wogen der Trübsal; dennoch verzagte die schwache Jungfrau nicht; nur das ergebungsvolle Gebet: „Herr, leiden oder sterben!“ rang sich von den bebenden Lippen. Als Papst Gregor XIII. 1580 mit seinem Nachwort den Streit und den Sturm beschwichtigte, kam für die Heilige der lang ersehnte Frieden. Ungeört konnte sie nun Frauen und Männern Führerin zum Heile sein. Und wohin sie selbst nicht kam, dahin drangen ihre feurigen Schriften, die noch heute die Heilige zu einer reich sprudelnden Quelle geistlicher Erbauung machen; in Spanien wird sie wie eine Kirchenlehrerin verehrt.

In der Leitung ihrer Schwestern war Theresia weiter unermüdet tätig. Als Oberin war sie die Erste in allem Bescheidenen und Verantwortungsvollen, die Letzte zur Erholung und Ruhe.

Die furchtbaren Körper- und Seelenleiden, verbunden mit übermenschlicher Anstrengung, hatte ihre Lebenskraft aufgerieben. Auf einer Reise von Burgas nach Abila erkrankte sie zum Tode im Kloster zu Alba de Tormes. Nachdem sie die hl. Sterbesakramente empfangen hatte, verblieb sie eine ganze Nacht wie in Gott versunken. Dann ging sie heiteren Angesichts am 4. Oktober 1582 zur ewigen Heimat ein. Da Papst Gregor im selben Jahre den verbesserten Kalender einführt, durch den zum Ausgleich 10 Tage ausfielen, schrieb man gleich am anderen Tage den 15. Oktober, und an diesem Tage wird seit der Heiligpredung im Jahre 1622 das Fest der Heiligen gefeiert.

Die Frauenfrage ist heute soweit gelöst, daß man die weiche Frauenhand und nicht nur im häuslichen Kreise gerne an der Arbeit sieht, sondern sie auch in der Öffentlichkeit auf verschiedenen Gebieten freudig begrüßt. Daß die deutsche Frau doch wahrhaft veredelnd dort wirkte, ihre Arbeit da nicht als Spielerei, sondern als gottgewollte Pflichterfüllung betrachtete!

P. S. W., O. F. M.

Die letzte hl. Messe

In Frankreich steht ein großer Teil des Volkes der Kirche gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenüber. Jetzt ist die Geistlichkeit, soweit sie militärpflichtig ist, einberufen und tut im Heere Dienst, wie jeder andere Soldat. Interessant ist nun nachstehende Schilderung eines französischen Stabsarztes, die dem besonders kirchenfeindlichen „Matin“ entnommen ist:

„Wir waren nachts in dem kleinen Orte Bassincourt angekommen. Raum hatten wir die Wagen untergebracht und die nötigen Vorkehrungen getroffen, als wir uns über das Essen hermachten. Als der Hunger gestillt war, trat die Ordonanz ein und sagte: „Es ist ein Mann draußen, der Sie zu sprechen wünscht.“ — „Lassen Sie ihn eintreten.“ Es war einer meiner Krankenträger, ein braver, bescheidener und stiller Mensch, der, glaube ich, niemals ein Wort mit mir gesprochen hatte. „Herr Stabsarzt“, sagte er, „morgen ist Sonntag, ich bitte um die Erlaubnis, die Messe zu lesen; ich bin Wikar in meinem kleinen Dorfe.“ — „Einverstanden!“

Raum war er draußen, als einer von uns sagte: „Wenn man in die Messe ginge!“ Allgemeine Zustimmung. Die ganze Mannschaft erklärte, daß sie geschlossen zur Messe gehen wolle, und brüderlich benachrichtigte man auch die beiden anderen Ambulanzen.

Der Sonntagmorgen kam heran. Da ich der Rangälteste bin, nehme ich den Ehrenplatz im Chor ein, neben mir die Kollegen, hinter uns die Krankenträger und die Trainsoldaten.

Der Priester tritt an den Altar, und was mir sofort auffällt, das ist die rote Hose, die unter dem Messgewand sichtbar wird. Man sieht vor dem Feind, und die Soldatenpriester haben kaum Zeit, ihre Uniform auszuschieben. Was sollten sie auch an deren Stelle anziehen?

Die Messe werde ich nicht beschreiben, denn meines Wissens

habe ich keiner mehr beigewohnt seit meiner ersten Kommunion, abgesehen von einigen Hochzeiten und Begräbnissen, die aber nicht zählen. Ich erinnere mich nur, daß ich im Anfang sehr verlegen war, weil ich nicht wußte, wann man sich stellen, stehen und beugen mußte. So blieb ich einfach stehen, bis ich bemerkte, wie der als Mediziner fungierende Krankenträger, ein Seminarist, mir ein Zeichen mit der Hand gab: „Seken!“ und dann „Aufstehen“. Ich gab das Beispiel ab für die drei Ambulanzen, die mir jedesmal folgten.

Plötzlich dreht sich der Soldatenpriester um und beginnt zu reden. Er beginnt damit, daß nur Soldaten in der Kirche seien, daß alle gekommen sind, um ihrem Vaterland zu dienen, daß viele davon hätten ruhig zu Hause bleiben können wegen ihres Alters. Und dann fährt er fort, daß sehr viele von uns Gott und die Kirche vernachlässigten, wenn wir ihm auch durch unsere Werke dienten. Aber man müsse unaufhörlich die Hilfe des Herrn anrufen, man müsse seine Lehren befolgen, deren erste sei, gut zu sein gegen den Nächsten und nicht seine Brüder zu töten. Und dann sprach er zu uns von unseren Familien, unseren betrübten Frauen und Kindern, die wir vielleicht nie mehr sähen, wie so viele von uns, die in treuer Pflichterfüllung gestorben seien.

In diesem Augenblick fühlte ich, wie mir etwas Rasses über die Wangen läuft, ich sehe, wie rechts neben mir der Apotheker, der an nichts glaubt, nicht einmal an die Medizin, schreckliche Gesichter schneidet, um seine Nahrung nicht merken zu lassen. Zu meiner Linken der Arzt zieht sein Taschentuch heraus und schnupft sich trampfhaft. Auch ich schnupfe mich, und von allen Seiten ist das Konzert, alle Welt schnupft sich. Vom Chor bis zur Tür wollen alle so tun, als ob sie nicht weinten, als ob sie nur ein wenig erkältet seien. Und im Hintergrund schluchzt einer laut, es ist Sidi, ein alter afrikanischer Soldat, der im Zivile bei Gartenhäuser in Paris ist.

Und gerade in diesem Augenblick erzittert die ganze Kirche, Töne hört man, die nicht von der Orgel kommen. Das ist die Kanone dicht neben uns. Man stürzt zur Tür, ich sehe noch, wie der Priester den Segen gibt und dann in die Sakristei geht, um seine priesterlichen Gewände abzulegen und wieder Soldat zu werden.

Es war die letzte Messe für manche von denen, die sich an diesem schönen Herbstsonntag in Bassincourt befanden. Es war auch die letzte hl. Messe für die kleine Kirche, in der wir geweint hatten; sie ist auch den Soldatentod gestorben.“

Patrouille

Von Martha Große.

Patrouille durch die Mondennacht
Ein Deutscher schleicht und lauscht und wacht.
Dorch! Raschelt Wind im Ufergras?
Da hebt sich lauend, eiserblau
Vom Grabenrand von drüben her
Ein Antlitz — spähend grad wie er.
Und lautlos starren drohend dicht
Zwei Feinde sich ins Angesicht.

Ein Knall! Zwei Kugeln hin und her,
Ein Aufschrei: „Mutter!“ — „O ma mere!“
Im Graben zwischen Rand und Rand
Steht hoch der Tod. In einer Hand
Zuckt ihm des Deutschen Fingerdruck,
Die andere greift mit jähem Ruck
Des Franzmanns kalte Sterbenot.
O Menschen! — — Sinnend steht der Tod.

Im Lichte der Ewigkeit

Ein berühmter Meister lag auf dem Sterbebette. Geschichte Ärzte haben vergebens versucht, das Leben des als Künstler und Mensch in weiten Kreisen geschätzten Mannes zu erhalten. Aber vergeblich. Unaufhaltsam war der Verfall der Kräfte, und deutlicher zeigten sich die Vorboten der nahenden Auflösung. Am Morgen des Tages hatte der Künstler noch einmal seine Seele durch ein aufrichtiges Sündenbekenntnis gereinigt, hatte das Himmelsbrot zur Stärkung zur letzten Reise empfangen und seine Glieder waren mit dem hl. Öle gesalbt worden. Jetzt lag eine feierliche Ruhe über dem Krankenzimmer. Im Lehnstuhl war der alte Diener eingeschlummert, und auch der Kranke hatte die Augen geschlossen. Noch einmal trat die Vergangenheit vor ihn hin, Erinnerungen, die bis zu seiner Kindheit reichten, wurden wach. Da schien sich auf einmal die Tür des Gemaches zu öffnen und herein schwebten geisterhafte Wesen, verschieden an Gestalt und Gewändern, aber alle tief verschleiert. Zur rechten Seite des Bettes ließen sie sich nieder. Zuletzt trat durch die Türe eine abschreckende Erscheinung, und als der Künstler näher zutraf, war es der Tod in eigener Person mit Sense und Stundenglas. Er trat näher und stellte sich zur linken Seite des Bettes. Aber seltsam, ein eigenartiges Licht ging von ihm aus, und wenn dasselbe auf eines der Wesen zur Rechten fiel, wurde der Schleier desselben durchsichtig, und es zeigte sich, daß gerade diejenigen, die am reichsten geschmückt, ohne Armut und Schönheit waren, und daß die unscheinbarste unter ihnen alle an holdem Liebreiz überragte. Der Künstler erschrak vor dem Sensenmann und wendete sich zu den Gestalten zur Rechten mit der Frage: „Wer seid ihr und könnt ihr mich schützen vor diesem schrecklichen Gaste?“

Jetzt fingen die Gestalten an zu reden; immer eine nach

der anderen trat in den Lichtkreis des Todes, und ihre Bäume wurden alsdann grell beleuchtet.

„Ich bin der Geist deiner r. Arbeit“, hat eine an, die den schönsten Schleier getragen hatte. „Wie fleißig hast du gestrebt und vieles erreicht! Aber ich kann dich nicht beschützen auf deinem letzten Wege, denn deiner Arbeit fehlte die gute Meinung. Die natürliche Freude an deinem Talent, der Wunsch, weiter zu kommen, ein berühmter Mann zu werden, begleiten dich. Du hast deinen Lohn in der Anerkennung der Menschen gefunden.“

„Eine berebte Fürsprecherin hättest du an mir haben können“, sagte die zweite Gestalt, „wenn du mehr dein ewiges Ziel im Auge gehabt hättest. Wie viel hast du für gute Zwecke verausgabt, wie oft war dein Name mit hohen Zahlen auf den Listen für Wohltätigkeitsanstalten zu sehen. Stattdoch erhebt sich der Tempel der Kunst, zu dessen Gründung du viel beitrugst und dein Name ist mit goldenen Buchstaben auf einer Ehrentafel verewigt. Aber die reichen Gaben waren verborben durch den Stolz; mein Geleit kann ich dir nicht geben.“

„Weißt du noch“, sagte die folgende, „wie du vor langen Jahren dein Meisterwerk schufest, die Gruppe der schmerzhaften Mutter mit dem toten Seiland? Du machtest sie der Kirche deiner Vaterstadt zum Geschenk, erntest reichen Dank und wurdest mit einem Schlage berühmt, was ja auch der Hauptzweck deines Werkes war. Es fehlt eigentlich die Seele, sagten zwar einige, aber diese waren in der Minderzahl. Die meisten waren entzückt von den feinen Linien im Antlitz der Gottesmutter, und von der natürlichen Darstellung des Todes am Leichname des Herrn. Gerne würde ich mich dir zum Schutze anbieten, aber ich muß dich mit dem grauen Gaste allein lassen, denn vor dem Herrn war dein Werk ohne Wert.“

Die Gestalt hatte geendet und verschwand dann lautlos gleich den vorhergehenden. Der Künstler erschau, sah auf den Tod, in dessen Hand die Uhr bald abgelaufen war, und dann gespannt auf das ärmlich gekleidete Wesen, das noch übrig war, als dieses sich ihm näherte und zu sprechen anfang.

„Denkst du noch daran, wie du an einem klaren Herbsttage voll froher Hoffnung dein Bündel geschnürt hattest und zum Bahnhofe schrittest. Mühsam hattest du durch rastlosen Fleiß und äußerste Sparsamkeit eine größere Summe gespart, um eine Studienreise zu machen. Das sonnige Italien, vor allem Rom, war das Ziel deiner Sehnsucht. Erreicht sagtest du, als du auszogest, und die schönsten Zukunftsbilder ungaukelten deinen Geist, als du durch die Straßen deiner Vaterstadt wanderst. Bald komme ich wieder, als ein treues Kind meiner Heimat, sagtest du, aber du warst auch ein anderer geworden in dem Lande der Kunst. Du betratest den Wartesaal. Noch war es frühe am Morgen und ziemlich menschenleer. Du hattest noch Zeit, dir die Mitreisenden zu betrachten. Wie fräulich sah doch die Familie aus, die einer Ede des Saales lauerte. Man sagte, es seien arme Leute, die, durch die Not getrieben, sich zum Auswandern nach Amerika entschlossen hätten. Ja, elend genug sahen sie aus, der Mann fast stumpf vor Leid, die Frau mit schmerzverzogenen Zügen, die Kinder bleich und zerkümpert. Der Gegensatz mit deiner Lage fiel dir fast wie eine Schuld auf die Seele, und deine helljubelnde Freude war verräuscht. Du kämpfst lange mit dir, dann entnimmst du deinem Ranzlein ein Päckchen, drücktest es dem Arbeiter in die Hände und entzogst dich, als er sprachlos auf den Jähzorn starrte, seinem Dank. Selbstlos hattest du auf die erträumte große Freude verzichtet und damit den Grund gelegt zum Glück einer braven Familie. Keine Menschenliebe und das Wort des Herrn: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan“, hatte dich zu dieser edlen Tat getrieben. Sie hat reichen Segen auf dich herabgesegnet und die Gnade einer seligen Sterbestunde erwirkt. Reiche mir deine Hand, ich will dich begleiten auf deinem Wege ins Jenseits.“

Als der treue Diener erwachte, sah er, daß sein Herr zur ewigen Ruhe eingegangen war. Ein tiefer Frieden lag auf seinen Zügen, und seine Rechte schien einen unsichtbaren Gegenstand zu umfassen. Gewiß hatte die lichte Gestalt den Sterbenden hindurchgeführt durch die Schrecknisse des Todes und Fürsprache für ihn eingelegt am Throne Gottes.

Das Krankenhaus

Von M. von Weser.

In meiner Straße ist ein großes, stilles Krankenhaus. Holzpfaster dämpft die Schritte der Vorübergehenden; ein großer Garten mit schattigen hohen Bäumen sorgt für erfrischende Luft und gibt den Genesenden Gelegenheit zu mäßiger Bewegung im Freien. Die breiten, hohen Fenster lassen das Tageslicht voll herein und zeigen zuweilen die Ärzte in ihren weißen Anzügen, die Schwestern in ihren großen Flügelhauben.

Alle Mühe und Sorge, alle Aufopferung und Liebe kann das Leid und den Schmerz nicht aus den weiten Sälen verbannen. Ein Schauder packt mich an, wenn ich wieder und wieder den weichen gefederten roten Kreuzwagen mit den Gummirädern vor dem stillen Hause halten, wenn ich bleiche, matte Gestalten auf Bahren hereintragen sehe. Zuweilen auch klingt das Klackeln des Sakristans; dumpfe Trauervirbel geleiten einen tapferen Kämpfer für Kaiser und Reich zur letzten Ruhe.

Das Krankenhaus nimmt in der Regel nur Leichtverwundete; aber mancher, dessen Wunde nicht schlimm erachtet ist, durch

das Geschloß, durch den Brand, durch den Blutverlust schwach und erschöpft angekommen, mußte eines wertvollen Gliedes beraubt werden. An Fenstern und Türen stehen sie in ihren blauweißen gestreiften Lazarettanzügen, die Einarmigen, die Hinkenden, die mit verbundenen Köpfen, Armen und Händen. Oft, wenn ich abends heimkehre, durchschauert mich der Anblick des großen Hauses, das mit weit geöffneten, leuchtenden Augen in die Dunkelheit hinausguckt. Mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich mir vorstelle, wieviel Not und Elend die hellen Bogenlampen bescheinen.

Und dann ein lachender Vorfrühlingstag. Fenster und Tore weit geöffnet; Frühlingsblumenkinder, in große Sträuße geordnet, auf den Fensterbänken. Die Gittertüren der Einfahrt sind weit zurückgeschlagen und gewähren einen Blick auf die Gruppen von Kranken, die zusammenstehen oder herumgehen. Da ein stämmiger, blonder Bursch, noch humpelnd, aber wieder frisch und blühend, mit einer älteren, ernsten Frau in Kopfstuch und loser, franzenbesetzter Jacke, der Mutter, die weit aus den Bergen hergekommen ist, nach ihrem Ältesten, ihrem Ernährer zu sehen. Ein anderer, härtig, mit eckigem Kopf und treuen, blauen Augen, die voll schwerer Bärtlichkeit auf die Frau an seiner Seite sehen. So verpackt ist sie in den weiten Mantel, in Schulter und Kopfstuch, daß man ganz erstaunt ist, in ein junges, blutjunges Gesicht zu sehen. Dann wieder ein heftiger Bauer, ein Charakterkopf, wie aus einem alten Gemälde ausgeschnitten, wie ein Lukas Cranach anzusehen, die hohe, schwarze Felmütze auf dem glatten blonden Haar, blinkende Knöpfe am Rock. Wortkarg sieht er bei dem Sohne, aber es wetterleuchtet in den grauen Augen; es zuckt über das ausdrucksvolle alte Gesicht.

Seitere Stimmen, vergnügte Mienen. Und da ich einen bei am Tore Stehenden, der dem Vaterlande einen Fuß geopfert hat, nach seinem Ergehen frage, erhalte ich die Antwort: „Gut, ganz selbstverständlich gut“. Und auf meine Frage, wie es mit dem Fuße denn gehe, dieselbe Antwort. Man muß sich nur daran gewöhnen. Und der Stelzfuß bleibt auch nicht. Dieser Tage sei ein entlassener Patient mit einem Gummibein dagewesen; fast nichts habe man ihm angesehen. Heutzutage seien die Menschen ja so geschickt. Und ganz vergnügt lachte er. Wenn das das Schlimmste wäre! Darüber ließen er und die Kameraden sich keine grauen Haare wachsen. Nur daß man nicht mehr selbstdienstfähig sei, daß man zu Hause bleiben müsse, wo Not an Kerkertuppen sei.

Wie eine Illusion zu seinem sorglosen Lachen spielt sich eine übermütige Szene ab. Die Schwester hat das Beiservbrot ausgeteilt. Einer, den Arm auf die Krücke gestützt, sucht in seiner Tasche nach dem Messer. Der Augenblick erspäht ein zweites, haucht nach dem Butterbrot und entführt es. Der Ueberraschte ihm nach und mit ihm die anderen. Eine wilde Jagd auf Krücken, mit dem Stelzfuß, ja auf dem Beinstumpf, bis der Ueberraschte sein Beiserv wieder erobert hat. Und dann stehen sie wieder lachend und scherzend beisammen, noch ein wenig atemlos, aber doch wieder bereit zu trockenen Scherzen.

O goldener leichter Sinn der Jugend, der so Schweres tragen hilft!

Ein Wagen hält vor dem Krankenhaus; eine schwerfällige Bauernkutsche, mit zwei derben Bauernpferden bespannt, denen man es ansieht, daß sie harte Arbeit vor dem Pfluge gewöhnt sind. Ungebüldig stampfen die blumpen Hufe den Boden, bis sich endlich das Klosterportal öffnet. Ein Bild zeigt sich, bei dessen Anblick manchem Zuschauer in das Wasser in die Augen schießt. Auf Krücke mühsam herniederhumpelnd ein invalider Landwehrmann; Brust und Mähe und Krücken über und über mit Blumen geschmückt. Mutter, Bruder und Braut geleiten ihn, helfen ihm in den Wagen. Abschiednehmend steht die junge Schwester in dunkler Klostertracht und dem Ordenskreuz vor dem Schlingling, der ihrer treuen Pflege vielleicht sein Leben zu danken hat. Die Augen des Tapferen, der nicht mit der Wimper zuckt, als der Arzt ihm eröffnete, daß sein Glied verloren sei, werden feucht; er kann nicht sprechen; er kann die sanfte, sorgsame Hand nur wieder und wieder drücken. Und als die Kutsche an der Einfahrt vorbeifährt, vor der die jungen Kameraden stehen, erfolgt ein brausendes Hurra; ein Grüßen und Tücherwinken, bis das Gefährt um die Ecke verschwunden ist.

Zu Hause lese ich aus einem Moseldörfschen, daß ein Invalider, der aus dem Lazarett entlassen worden, vom ganzen Heimortort an der Bahn abgeholt und im Triumph nach Hause geführt worden ist. Die Dankbarkeit der im geschützten Frieden Dahingebliebenen hat da einen vorbildlichen Ausdruck gefunden: es ist eine Ehre für die Gemeinde, die Tapferen bei sich aufzunehmen, die Blut und Leben eingesetzt, die die Glieder ihres Leibes hergegeben haben, um das deutsche Land vor dem Einbruch des Feindes zu schützen; eine Ehrenschuld für das ganze deutsche Volk, den Lebensweg dieser Getreuen leicht und angenehm zu machen, um sie für ihre großen Opfer zu entschädigen. Nicht immer kann man ihnen Blüten und Blumen streuen, nicht immer wird der siegreiche Optimismus der Jugend trübe Gedanken verschreiben können. Aber es ist Ehrensache für uns alle, für jeden an seinem Plaze, die Zukunft der Helden, die die Verteidigung der heiligen Erbgüter das Licht ihrer Augen, den Gebrauch ihrer Glieder, ihre Nervenkraft gekostet hat, so hell und sicher wie möglich zu machen. Sathe des Staates wird es sein, eine angemessene Entschädigung für die verlorene Arbeitskraft in Gestalt einer Rente zu bezahlen, Sache des Volkes, ihnen alle Steine aus dem Wege zu räumen, dafür zu sorgen, daß die Sonne in ihren Tag scheint, damit nicht Bitterkeit die späteren Lebensstage der Helden von 1914—15 umschleiche.